

nötig machte. Bei Untersuchung des sofort festgenommenen Weisse, Felden ergab sich, daß er überhaupt ein vielbekanntes Subject war und nur 4 W. in der Tasche gehabt hatte, also nicht um 70 Pf. betrogen worden sein konnte.

Der Krieg auf der Balkanhalbinsel.

Die Serben sind zwar auf dem Rückzuge nach Niß begriffen, aber sie haben in den letzten Tagen doch noch einen bemerkenswerten Grad von Widerstandskraft gezeigt. Die Divisionen haben Pirot den ganzen Tag gegen die bulgarische Hauptmacht vertheidigt, dann aber doch die Stellung endlich geräumt. Fürst Alexander ist als Sieger in Pirot eingezogen, und nach dem bisherigen Lauf der Ereignisse ist anzunehmen, daß er den Serben keine Zeit lassen wird, sich zu sammeln und zu erholen, sondern daß er sie so lange ununterbrochen verfolgen wird, bis sie um Frieden bitten und die Waffen strecken. Als nächster Kampfort bietet sich Al Balanka dar, wenn die Serben es nicht vorziehen sollten, sogleich bis auf Niß zurückzugehen und dort erst den Widerstand fortzusetzen. Die Türkei mag im Verein mit Rußland und Oesterreich noch so große Mühe aufwenden, um einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, die Bulgaren werden nicht eher von der Verfolgung der Serben ablassen, als bis sie die Hauptstadt des Landes, Belgrad erreicht haben. Eine solche ununterbrochene Reihe von Kämpfen, wie sie seit Ausbruch des serbisch-bulgarischen Krieges festgestellt haben, ist fast ohne Seitenstück in der Kriegsgeschichte, vom 14. November angefangen, ist kein Tag ohne heisse Kämpfe verfloßen, bei Jaribrod, bei Dragoman, bei Traur, Radomir, bei Belogradschit, Jydor und Wididin, endlich bei Pirot, ist bei Tage fast ununterbrochen, ja sogar unter Hitznahme der Nacht gekämpft worden, und noch immer scheint die Kraft des Gegners noch nicht gebrochen zu sein. Die überseitigen Armeen sind dadurch so unersättlichen Anstrengungen ausgesetzt worden, daß man

für alle Zeiten die Luft benimmt, sich wieder auf Kosten seiner Nachbarn zu beschleunigen.

Die Bulgaren sind der besten Jage, um die serbischen Besatzungen abzuwehren, ein für allemal von der bulgarischen Grenze zurückzuweisen und den Serben zu zeigen, daß es nicht auf den Namen und die Zahl, sondern auf die Kraft des Volkes und seiner Führer ankommt, um ein Land groß und widerstandsfähig zu machen. Ein Friede, welcher den Serben die volle Demüthigung erspart, die sie verdient haben, erfüllt nicht die Vorbedingungen, welche zur Dauer erforderlich sind. Zwischen Serben und Bulgaren wird nach den Erfahrungen der letzten drei Wochen nur dann Friede herrschen, wenn die Serben die Ueberlegenheit der Bulgaren bis aufs Äußerste zu lösen können haben. Die Franzosen würden nicht 15 Jahre lang Frieden gehalten haben gegen Deutschland, wenn ihnen nicht der deutsche Gegner die Ueberzeugung beigebracht hätte, daß es besser ist, ihn in Ruhe zu lassen, in einer ähnlichen Lage befindet sich Bulgarien gegen Serbien. Bulgarien war so wenig auf einen Friedensbruch durch Serbien gefaßt, daß es den größten Theil seiner Armeen an der türkischen Grenze veranammelt hatte, als Serbien zum Angriff schritt. Das war ein Akt der Intelligenz und einer so elenden Gesinnung, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Nach einer solchen That muß Serbien auch die Folgen seiner Handlungsweise im vollen Umfange über sich ergehen lassen. Jetzt zu sagen: Wir haben nur Scherz getrieben und wollen nun wieder gute Freunde sein, ist zwar sehr wohlfeil, kann aber dem bulgarischen Gegner nicht genügen. Die Ueberlegenheit des Bulgaren muß den Serben auch thatsächlich zum Bewußtsein gebracht werden, und das geschieht am Zweckmäßigsten durch, daß Fürst Alexander an der Spitze seiner Armee Belgrad einzieht, dort den unterlegenen Serben zwingt und ihm die Bedingungen des Friedens voranschreibt. Die Serben müssen aufmerksam gemacht, daß sie nicht auf Kosten Serbiens, sondern die Entscheidung über die Schaden zu tragen haben.

dringen, wie müssen erst die Besiegten gelitten haben? Es ist bekannt, daß die Serben für einen Winterfeldzug höchst mangelhaft ausgerüstet sind, daß die Verpflegung sehr viel zu wünschen übrig läßt, daß es an Lebensmitteln für die Kranken und Verwundeten fehlt. Belgrad ist von Taxenduen von Verwundeten überfüllt, und wenn auch Sanitätszüge mit allen nöthigen Personen und Gegenständen von Wien und St. Petersburg dahin abgegangen und wohl jetzt dort angelangt sind, so muß doch der Zustand in Serbien ein höchst jammervoller sein, welcher die Bevölkerung zur Verweifung treiben muß.

Wenn jemals ein Krieg mit leichtem Herzen, gedankenlos und im vollen Uebermuthes unternommen wurde, so war es der serbische Krieg gegen Bulgarien. König Milan und seine Rathgeber hielten es für Kinder spiel, in spätestens acht Tagen in Sofia einzuziehen und den Bulgaren als Siegespreis einen beträchtlichen Theil ihres Gebietes abzunehmen als Compensation für die Vereinigung Bulgariens mit Ostramellen. Anfänglich lief das Abenteuer so glücklich ab, daß sich die in Konstantinopel versammelten Vertreter der Mächte schon an den Gedanken gewöhnten, daß sie den Wünschen Serbiens theilweise Rechnung tragen müßten, aber schon am vierten Tage wandte sich das Blatt, die Bulgaren verlegten den Serben bei Slonizza den Weg nach Sofia und trieben sie bis zum 25. November auf demselben Wege, den sie gekommen waren, über die Grenze zurück. Das wurde von Rußland, Oesterreich und der Türkei für genügende Strafe des serbischen Uebermuthes erachtet und nun sollte Bulgarien, froh, den Feind zurückgeworfen zu haben, als ob nichts geschehen wäre, nach Hause zurückkehren und gehorsam das thun, was die Mächte beschließen würden. Das war eine Zumuthung, mit welcher allerdings die Serben zufrieden sein konnten, aber für Bulgarien lag die Sache wesentlich anders. Sie waren die Angegriffenen und hatten das berechtigte Verlangen, den serbischen Nachbar in die Unmöglichkeit zu versetzen, den Angriff gegen Bulgarien zu erneuern.

Bulgarien hat seine Ueberlegenheit über den serbischen Gegner seit zwölf Tagen so gründlich bewiesen, daß an einer endgültigen Niederlage der Serben bei Fortsetzung des Kampfes kaum zu zweifeln ist, und es ist dem Fürsten Alexander wahrscheinlich nicht zu verdenken, wenn er dem Angreifer den Frieden in Belgrad vorschreiben will. Rußland hat gut davon zu reden, daß Bulgarien als Vasallenstaat ja gar nicht in der Lage sei, ohne Zustimmung des türkischen Oberherrn Krieg zu führen. Wenn das wirklich richtig wäre, dann hätte, wie Fürst Alexander ganz richtig hervorhebt, die Türkei den Angriff der Serben verhindern oder wenigstens, wenn das nicht möglich war, an der Seite der Bulgaren zurückzuweisen müssen. Durch Worte treibt man Feinde nicht aus dem Lande, und wenn Fürst Alexander sich hätte auf den Standpunkt des handlungsunfähigen Vasallen stellen wollen, dann wäre Sofia längst in den Händen der Serben und diese wären an der Arbeit, ihren Raub in Sicherheit zu bringen. Fürst Alexander sah aber nicht die staatsrechtliche, sondern die thatsächliche Lage der Verhältnisse ins Auge und diese wies ihn auf Selbsthülfe und auf energischen Gebrauch der Kräfte des Landes zu seiner Vertheidigung gegen einen vom Raube besprochenen Angriff hin. Fürst Alexander hat den Serben gezeigt, daß er der Mann ist, sich seiner Haut zu wehren und ihrer Ländergrenze ein blutiges Ziel zu setzen. Wodurch haben es nun die Serben verdient, daß sich Europa ihrer annimmt und sie gegen den in Vertheidigung seines guten Rechts befindlichen numerisch schwächeren Gegner schützen will? Hätten die Serben Ruhe gehalten, wäre ihnen kein Quar gekrümmt worden, denn die etwaigen Reibereien an der Grenze waren nur die Folge der serbischen Mobilmachung, von welcher die Bulgaren jetzt wissen, daß sie nur zum Zweck der Verdrängung Bulgariens angeordnet worden ist. Ein solcher Feind verdient in der That keine Schonung, ihm muß der Fuß auf den Nacken gelegt, er muß in einen Zustand versetzt werden, der ihm

leisten muß, werden, daß sie Serben durch den serbischen Bulgaren in Belgrad Jagen machten, welche von diesem angeordnet, aber die bloße Erklärung: Wir sehr kämpfen, genügt dazu nicht.

Feuilleton.

Lebendig todt.

Roman von J. von Boettcher. 8. Fortsetzung.

Es duldete ihn nicht länger dort, die Säle waren heiß und überfüllt, nicht eine Seele war anwesend, mit der er hätte reden mögen, er wollte in den Klub gehen, dort war er doch sicher, wenigstens einen oder zwei seiner Freunde zu finden.

Aus den heißen, geräuschvollen Gesellschaftszimmern trat er hinaus in die klare, sternenhelle Winternacht und ging, dem Klub zugewendet, die Avenue hinab. Seine Gedanken weilten bei Vivian, sollte er nicht bei ihr vorpreschen und ihr einen Besuch machen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war sie allein, und mit ihr in dem kleinen Empfangszimmer zu sitzen und zu plaudern, erschien ihm weit angenehmer und verlockender, wie der Klub. Er trat in einen Blumenladen, um einige Rosen für sie zu kaufen und rannte beim Hinausgehen Paul Dona fast in die Arme, der langsam und gedankenvoll die Avenue hinaufschritt und ihn nicht erkannte.

„Dona sieht nicht eben vergnügt aus,“ dachte Frank, „vielleicht hat er Vivian einen Besuch machen wollen und ist abgewiesen worden. Ob sie mich wohl annehmen wird? Nun, ich werde es ja sehen.“

Der Diener, welcher ihm die Thür öffnete, sagte ihm, Vivian befände sich im Empfangszimmer und unangemeldet trat er bei ihr ein.

Sie sah in der Sophaecke, den Kopf in die eine Hand gestützt, während die andere nachlässig in ihrem Schooße lag, und war so in Gedanken vertieft, daß sie sein Eintreten nicht sogleich bemerkte. Erst als er sie anredete, blickte sie hocherblickend zu ihm auf und erwiderte, sichtlich befangen, seinen Gruß.

„Es ist Ihnen nicht angenehm, mich hier zu sehen,“ sagte er in leicht vorwurfsvollem Tone.

„O gewiß,“ erwiderte sie, sich fassend. „Bitte, nehmen Sie Platz, Hr. Trafford.“ Es freut mich sehr, daß Sie gekommen sind, aber Sie haben mich überrascht, es ist schon spät. Waren Sie denn nicht bei Mrs. Dean?“

„Ja, ich ging hin, weil ich hoffte, Sie dort zu finden und war sehr überrascht, als Ihre Tante mir sagte, daß Sie nicht ganz wohl seien. Ich ging also fort und als ich die Avenue entlang ging, dachte ich, es möchte Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein, wenn ich Ihnen einen Besuch mache. Ich hätte Sie so gern gesprochen. Unterwegs begegnete ich Paul Dona, nicht fern hier vom Hause, und vermuthete, daß er vielleicht hier gewesen, daß Sie ihn abgewiesen, und daß mir möglicherweise ein gleiches Schicksal bevorstehe.“

„Mr. Dona war hier und ich habe ihn gesprochen,“ versetzte das junge Mädchen, und ihre Stimme klang schmerzlich und bedauernd.

Der Ausdruck ihrer Blicke, die von Thränen geträubten Augen und der klagende Ton ihrer Stimme sagten Frank Trafford, daß Paul Dona sie gebeten hatte, seine Gattin zu werden, und daß ihre Antwort ein „Nein“ gewesen. Paul Dona, um den die Frauen aus seinen Kreisen geworden, komplotirt und intrigirt hatten, und Alles das vergeblich, er hatte diesem Mädchen seine Liebe, seinen Reichtum, seinen Namen und seine gesellschaftliche Stellung angeboten, und sie hatte ihn ausgeschlagen.

Eine solche Freude durchquerte Frank Trafford, und mit dieser Freude erwachte auch der Wunsch in ihm, ihre Liebe zu besitzen, sie vor aller Welt triumphirend die Seine nennen zu können.

„Paul Dona hat Ihnen einen Heirathsantrag gemacht, und Sie haben ihn abgewiesen?“ sagte er leise und höflich.

„Nein, nicht,“ sagte sie, „warme sie fassen.“

„Wer wissen Sie denn nicht,“ fuhr er fort, „daß er sehr reich ist?“

„Das ist die Frau, welche ihn heirathet, Alles haben kann, was sie nur wünscht?“

„Und das sollte der Grund sein, weshalb eine Frau heirathet, glauben Sie?“ fragte Vivian vorwurfsvoll. „Es giebt leider solche Frauen, aber es ist ungerecht, alle nach jenen wenigen Ausnahmen zu beurtheilen.“

„Sie würden also nie einen Mann heirathen, den Sie nicht lieben, Vivian?“

„Nein, niemals, niemals.“

Er schlug einen Augenblick, und dann seinen Kopf zu ihr herabbeugend, so nahe, daß sein Athem ihre Wangen streifte, fragte er wieder:

„Vivian, sind Sie jemals einem Manne begegnet, dessen Gattin Sie mit Freuden werden möchten?“

„Sie haben kein Recht, mich das zu fragen,“ erwiderte sie mit störender Stimme.

„Aber ich muß es wissen, Vivian!“ rief er leidenschaftlich aus. „Lieben Sie meinen Vetter Kenneth?“

„Kenneth?“ wiederholte sie verwundert. „Ich liebe Kenneth nicht.“

„Ich glaube, Sie lieben Kenneth,“ rief er, ihre Hände ergreifend. „Ich fürchtete es — fürchtete es, weil ich Sie liebe, Vivian, glauben Sie, daß auch Sie mich lieben können?“

Eine Stunde später verließ Frank Trafford das Haus. Er hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht, Vivian hatte ihm das Versprechen gegeben. sein

Reuntes Kapitel.

Ein trüber, grauer Februartag näherte sich seinem Ende, schon begannen die kalten Schatten der Dämmerung sich über die Königin der Städte des Westens zu lagern. Auf dem Perron des Bahnhofes schritt Kenneth Trafford mit rascher Uebung auf und nieder. Endig gespannte Erwartung sprach aus seinen Blicken, oftmals sah er nach der Uhr, deren Zeiger sich ihm heute langsamer vorwärts zu bewegen schien.

Sieben Wochen der Trennung hatten ihn nur noch die Wahrheit deutlicher empfinden lassen, daß ohne sie das Leben für ihn dunkel und glanzlos sei.

„Rein Hebling, mein Herzblatt“, flüsterie er während seines ungeduldrigen Auf- und Abstretens, „Gott gebe, daß Du mir dieselbe wiederkehrst, meine Vivian, mein herzliches Lieb.“

Endlich kam der Zug herangebraut, und alle quälende unbestimmte Besorgnis war vergessen, aufgezogen in dem Gefühl unbeschreiblichen Glückes, daß der nächste Augenblick sie ihm wiedergeben werde.

„Wir glaubten, Sie würden nie wieder zurückkommen, Vivian,“ sagte er, als er sie aus dem Coupe hob. Sie lächelte, als sie ihre Hand auf seinen Arm legte. Es war so hübsch, wieder dabei zu sein, und zu hören, daß man sich nach ihr gesehnt hatte.

„Aber wo ist Papa, Kenneth?“ fragte sie. „Er wäre gern gekommen, aber es wurde zu einem Kranken gerufen, der seiner dringend bedurfte.“

„Der gute Papa,“ murmelte sie, „er hat sich ohne mich sehr einjam gefühlt, ich weiß es, obgleich er in seinen Briefen an mich nie etwas davon erwähnte. Sie haben ihm treulich Gesellschaft geleistet, er schrieb mir, welche angenehme Abende Sie mit einander verbracht haben.“

Während der Fahrt vom Bahnhofe nach Hause hatte Vivian hundert Fragen an ihn zu richten, die alle bereitwillig beantwortete, mit liebevollem Lächeln ihr in das glückliche Gesicht leuchtend.

Mit zärtlicher Umarmung empfing sie Tante Jhabella Faunum, und selbst die Dienboten beeiferten sich, ihr zu zeigen, wie erfreut sie seien, daß ihre geliebte junge Herrin wieder heimgekehrt sei.

Vivian begab sich hinaus in ihr Zimmer, um sich der schweren Reisekleider zu entledigen, und als sie wieder in den Speiseaal trat, fand sie dort Kenneth allein.

„Wir wollen in die Bibliothek gehen, Kenneth,“ sagte Vivian. „Sie glauben nicht, wie oft ich an dieselbe zurückgedenke und mir Sie und Papa darin vergegenwärtigt habe. Der Gedanke an die stillen, traulichen Abende, die Sie Beide dort verlebten, brachte mir gewöhnlich einen Anfall von Heimweh.“

Nichts hatte sich in der Bibliothek verändert, munter brannte das Feuer im Kamin, und die Lampe auf dem Schreibtische verbreitete ihr mildes Licht über den Raum.

„Es ist noch Alles wie sonst hier, Alles hell, warm und behaglich. In diesem Zimmer fühlt man sich nie unheimlich, Kenneth,“ plötzlich aber verhästerten sich ihre Blicke, „wenn ich jemals fern von hier sein und Kummer und Schmerz mich heimsuchen sollten, und mir nichts im Leben mehr übrig bliebe wie zu sterben, dann würde ich an dieses Zimmer zurückdenken, so wie es jetzt ist, und mich danach sehnen, hierher zu kommen, um zu sterben, zu sterben, dort auf jenem Ruhebetto, auf dem Papa sich immer niederlegt, um auszurufen.“

„Das sind krankhafte Gedanken, Vivian,“ sagte Kenneth, der bemerkt hatte, wie bleich sie wurde, und sich selbst in sich zusammenschauerte. „Sie neigten doch früher nicht zu Stillen und Melancholie. Sie sind erkrankt und abgespannt von der Reise, mehr wie Sie sich selbst eingelassen wollen. Sie sind ja glücklich, und glückliche Menschen wie Sie dürfen solche Gedanken nicht hegen.“

Die Farbe kehrte wieder in ihre Wangen zurück, und sie lachte leise vor sich hin.

„Sie haben Recht, Kenneth, es war ein wunderlicher Gedanke, und noch dazu ein recht einfältiger, ich weiß nicht, wie ich darauf gekommen bin, aber wenn man müde ist, spricht man oft recht ungereimtes Zeug. Gewiß, ich bin glücklich, über alle Beschreibung glücklich.“

Sie fand ihn gegenüber an dem weißen Kamin-Teppich, die Hände nachlässig gefaltet, gerade so, wie sie an jenem Abende vor ihrer Abreise vor ihm gestanden, wo

Seemeth... ab sie die... fieber... erinner... er sah... Ihre... Wimpern... Ob... seine Seit... kostbarer... fragend a... Ba... Er... fentend... ihr Bett... habe mi... Gle... ihre Wor... seinem D... oder die... Hand ihr... begwingen... und un... Er... Alles so... Er... hatte ihn... gend hör... taate er:

Sie noch... Er... sich wied... sagte sie... gelag... Ba... rüchtet ha... be... betroffen... Er... Da... nem Stu... dann erh... zum Him... Qual... End... flog die... M... siges Lö... Und... Haar, ih... 31... empfehle... vorgerlic... guter D... feidene S... Rum, direct b... Steuer-A... fache U... weine, Grog... empfehle... Schw... Fels... Ein... an einen... zu verm... der Expe... Schneeb... 5 W... in Nr. 6... Eine... Ernst... ts, Sch... 1 W... 1 Rin... find zu... N... 150... Christ... Neuhel... circa 44... Markt g... Rife u... Wiebe... R... Ba... Su... ma... Neu... Localit... läßt mi... D... Geped.